



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hilty

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Hilty



piktet hat in Übereinstimmung mit dem ganzen klassischen Altertum die Philosophen für eine besondere Menschenklasse erklärt, die sich von den „Uneingeweihten“ deutlich unterschieden, u. a. dadurch, daß sie jeden Nutzen und Schaden von sich selbst, diese aber jeden Vorteil und Nachteil nur von äußern Dingen erwarteten. Hilty, der dieses alten Stoikers Handbüchlein übersezt und in das erste Bändchen seines berühmten Werkchens*) aufgenommen hat, stimmt ihm darin bei und meint, die heutigen Philosophen seien nicht die Männer, die sich so nennen, sondern andre, meist unbekannte Leute, nicht wenige trügen Uniform; die heute sogenannten Philosophen verbauten den Zugang zur Wahrheit durch unerträgliches Theoretisieren; sie erdrückten den Suchenden mit einem Wust von Beweisen und Spitzfindigkeiten, und das Wesentliche, die Antwort auf die Frage, was der Mensch zu thun habe, brächten sie zu spät oder gar nicht; jedenfalls aber fehle es an der Hauptsache, am Beispiel. Darin berührt er sich nun mit seinem Antipoden Nietzsche, der auch meint, wir hätten wohl genug Leute, die philosophische Bücher schrieben, aber keine Philosophen mehr. Freilich hat gerade Nietzsche den Zugang zur Wahrheit ärger verbaut als irgend ein anderer Philosoph; und hat er anders gelebt als die gewöhnlichen Menschen, so ist doch seine Lebensweise nicht als Beispiel zu empfehlen. Hilty dagegen zeigt einen gangbaren Weg zur Wahrheit, und seine Schriften machen nicht den Eindruck des Theoretisierens; man gewinnt beim Lesen die Überzeugung, daß man persönliche Lebenserfahrung vor sich hat, und daß der Verfasser ein wirklicher Philosoph ist. Als solcher muß er zu den bedeutendsten Erscheinungen unsrer Zeit gerechnet werden, um so mehr, als der Weg, den er zeigt, ein christlicher ist. Heute fragen die Geister nicht mehr mit Strauß: Sind wir noch Christen? sondern: Wie werden wir Christen? oder wenigstens: Wie

*) G. Lück. Vom ersten Bändchen benutze ich die zweite, von den andern beiden die erste Auflage.

stellen wir uns zu Christus? Denn daß dieser ignoriert oder aus Geschichte und Welt gestrichen werden könnte, bilden sich heute nur noch einige kleine Epigonen der Himmelsstürmer ein. Für mich ist der Reiz, mich mit Hilty auseinanderzusetzen, um so stärker, da ich in einigen sehr wichtigen und sehr streitigen Punkten vollkommen mit ihm übereinstimme, in den Stücken aber, worin ich anderer Ansicht bin, wahrscheinlich sehr viele Gesinnungsgenossen habe, denen ich vielleicht mit der Aussprache darüber einen Dienst erweise. Nicht etwa, daß ich beabsichtigte und versuchen wollte, einen Teil von Hiltys Verehrern zu meinen Ansichten zu bekehren. Vielmehr möchte ich ihm neue Süsser zuführen; ich erkläre ausdrücklich, daß ich wünsche, jeder Leser dieser Aufsätze möchte Hiltys „Glück“ kaufen und fleißig lesen; denn das Buch gehört zu denen, die allen Lesern ohne Ausnahme nützen, auch solchen, die nicht bloß einzelne Ansichten, sondern das Ganze ablehnen. Ich gebe deshalb auch weder eine Inhaltsübersicht noch Blütenlesen von schönen und wichtigen Stellen, damit sich nicht solche, die das „Glück“ noch nicht kennen, einbilden, sie hätten es aus meinen Betrachtungen darüber hinlänglich kennen gelernt und könnten sich das Selbstlesen sparen.

Ich beginne mit einem Punkte, worin unsre Übereinstimmung sehr auffällig ist. Daß das, was man gewöhnlich Christentum nennt, diesen Namen gar nicht verdient, davon später; wenn Hilty von Christentum spricht, meint er immer nur das echte. Von diesem sagt er nun, es sei „nicht jedermanns Ding.“ Zunächst nicht Sache der Jugend. Es setze viel Lebenserfahrung voraus und eine Demut, die der studierenden Jugend noch nicht eigen sein könne. Die christliche Weltansicht sei ein Produkt eigener reifer Lebensanschauung und eines innern Kampfes, den ein Mensch nicht in seiner frühen Jugend, sondern frühestens nel mezzo del cammin di nostra vita, d. h. also um das fünfunddreißigste Lebensjahr herum durchmache. Junge Leute könnten noch nicht mit sich fertig sein; vorzeitig reife sterben gewöhnlich jung, weil sie ja ihr Ziel erreicht hätten. Und auch für die große Masse sei das Christentum nicht; es habe ein für diese Welt zu feines Lichtwesen und sei eigentlich unaussprechlich, sodaß jede Aussprache oder gar Organisierung dieser seiner Lichtnatur Gefahr bringe. Eben deshalb sei die christliche Religion nicht lehrbar; sie sei ein Vertrauen auf etwas nicht Wißbares; das könne man gar nicht lehren; höchstens könne man durch Belehrung eine Disposition dafür erzeugen und Abneigung dagegen oder die Unfähigkeit dazu überwinden, die aus einer mit der Religion ganz unverträglichen Lebensweise entspringt. Geradezu schädlich wirke die Überfütterung der Jugend, ja schon der kleinen Kinder mit religiösem Unterrichtsstoff; sie erzeuge Abneigung gegen die Religion. Man versuche diese Verwirrung mit dem Worte des Heilands: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ zu rechtfertigen, aber „wir lesen zwar wohl, daß Jesus die Kinder herzte und segnete, nicht aber die allergeringste Ansprache oder Lehre an sie, oder gar Aufforderung an sie, ihm nachzufolgen. Kinder brauchen viel Liebe und Beispiel und sehr wenig Religionslehren. Meistens aber steht die

Fülle der letzten (die auch wohlfeiler sind) im umgekehrten Verhältnis zu der Fülle der ersten beiden, und wenn die Zeit kommt, wo die Kinder die Religion selbständig brauchen könnten, so ist dieses Mittel in ihnen oft schon gänzlich abgenützt." Nicht Religion brauchten die Kinder, sondern eine reine Atmosphäre.

Weit näher als die christliche Religion liege der studierenden Jugend die antike Philosophie; „ja es mag sogar die Frage nicht ganz unberechtigt erscheinen, ob nicht in einer Lebensperiode der raschen Entwicklung, wo ein eifriges Streben nach allem Großen und Schönen, ja ein gewisser Ehrgeiz ein notwendiger Durchgangspunkt ist, um den Menschen zunächst von dem Verfinstern in ein bloß materiell tierisches Dasein durch einen kräftigen Anstoß abzulenken, auch heute noch die stoische Philosophie ein wirksameres Erziehungsmittel als die Religion sei.“ Überhaupt sei die klassische Bildung und Denkart geeignet, Willensenergie zu erzeugen, „die oft den nicht klassisch gebildeten Christen bedenklich mangelt und dem Christentum selbst den weichlichen, bloß gefühlsseligen, mitunter recht kümmerlichen Anschein verleiht, der ihm in den Augen recht entschlossener, männlicher und daher etwas selbstbewußter Naturen am meisten zum Vorwurf gereicht, keineswegs aber seiner eigentlichen Natur entspricht, die im Gegenteil männlicher als alles andre sein sollte.“ Die Realien haben nach seiner Ansicht keinen Wert für die Charakterbildung. An einer andern Stelle sagt er, die klassische Bildung sei für die höher auszubildende männliche Jugend, ja auch für deren Mütter und erste Erzieherinnen unentbehrlich. Das Christentum komme dann später leicht von selbst und trage auf dem klassischen Boden seine schönsten Früchte. „Namentlich wird ein klassisch gebildeter Geist niemals in die Geschmacklosigkeiten oder sogar Tändeleien versinken können, die, so sehr sie der ersten, durchaus großartigen Gestalt des Christentums widersprechen, dennoch seiner ganz gewöhnlichen Auffassung, zum größten Nachteil seines Credits, anhängen.“ Ein körperliches Wohlgefühl und ein gewisser Trieb nach Erhöhung sei der Jugend natürlich und zu ihrem Wachstum notwendig, und deshalb entsprächen diesem Lebensabschnitt die klassischen und die alttestamentlichen Beispiele und Ideale besser als die christlichen. Man dürfe sogar mit einem alten Pädagogen sagen: die Jugend muß vertobt haben, aber nicht böse. Solche Erwägungen haben Hilty bestimmt, seine Übersetzung des Enchiridion (einer Sammlung von Lebensregeln Epiktets, die dessen Schüler aufgezeichnet haben) in den „Bündner Seminarblättern“ zu veröffentlichen und dann in sein „Glück“ aufzunehmen.

In alle dem stimme ich nun, wie die Leser wissen, mit Hilty vollständig überein. Daß er aber aus dem ganzen klassischen Altertum gerade den Stoizismus und gerade diesen Stoiker als das für die studierende Jugend geeignetste herausucht, halte ich für eine höchst sonderbare Verirrung. Sie scheint mir aus dem Asketismus zu entspringen, den Hilty zwar ausdrücklich und grundsätzlich ablehnt, dem er aber offenbar innerlich zuneigt. Eben das Streben nach allem Großen und Schönen, das er der Jugend nicht rauben

will, verwehrt ja auch der Stoizismus. Mangel an Ehre und Geld ist nach Epiktet kein Übel. Er schilt es thöricht, wenn jemand Vermögen zu haben wünscht, um seinen Freunden oder dem Vaterlande nützen zu können. Ein tüchtiger Mann wird doch immer den seinen Kräften angemessenen Wirkungskreis und die entsprechenden Mittel dazu wünschen. Freilich unterliegen die meisten der Täuschung, daß sie, um der damit verbundenen Ehre willen und zur Befriedigung des Machtfigels, einen Wirkungskreis wünschen, für den ihre Kräfte nicht hinreichen, und daß sie mehr nach den Mitteln, die das Amt oder die Stellung gewährt, als nach den Pflichten verlangen, wohl auch die Ehre und die Mittel allein erstreben und auf die Pflichten mit Vergnügen verzichten; aber ein junger Mann, dem alle diese Außerlichkeiten völlig gleichgiltig wären, oder der sie gar als eine Gefahr und Versuchung flöhe, könnte doch wirklich nichts andres werden als ein einsamer Philosoph, und abgesehen davon, daß man als solcher heute nicht einmal den notdürftigsten Lebensunterhalt findet, braucht das Vaterland denn doch andre tüchtige Leute in weit größerer Anzahl. Noch weit gefährlicher als der vollständige Verzicht auf Glücksgüter ist der stoische Grundsatz, daß die sogenannten Übel, z. B. Krankheit, gar keine wirklichen Übel seien, sondern nur durch unsre Einbildung zu solchen gemacht würden, daß wir daher auch von unserm Nebenmenschen nicht sagen dürften: Ein Unfall hat ihn betroffen, sondern nur: Die Vorstellung, die er sich davon macht. „Säume nicht, sagt Epiktet, durch vernünftige Gespräche ihn zu heilen, auch wohl, wenn es sein muß, mit ihm zu weinen, nur hüte dich, daß du nicht in deinem Innern mitschweifst!“ Auch Weib und Kinder soll man als Glücksgüter ansehen, die man ohne aufregende Freude genießt, wenn man sie hat, und die man, wenn sie der Tod raubt, verliert, ohne innerlich davon erschüttert oder auch nur berührt zu werden. Wenn es ein Mensch schon in der Jugend zu einem solchen Grade von Fühllosigkeit gebracht hätte, daß er weder eignes noch fremdes Leid, weder eigne noch fremde Lust empfinde, was für ein Eiszapfen oder Holzkloß würde er da erst im verhärtenden und erkältenden Alter werden! Da sind mir doch Jünglinge lieber, in denen alle Fibern erzittern, wenn sie singen: Freude, schöner Götterfunken! Nichts ist unnatürlicher und eigentlich auch widerlicher als Ataraxie bei einem jungen Menschen, denn da diese Eigenschaft von einem normalen Menschen nur in jahrelangen Kämpfen erworben werden kann, so macht sie bei jungen Leuten den Eindruck angeborenen Stumpfseins. Und wie stünde es um den Kulturfortschritt, wenn eine solche Denkungsart um sich griffe? Er beruht doch hauptsächlich auf der Bekämpfung von Übeln; was man aber für kein Übel hält, das bekämpft man auch nicht. Das alles weiß nun Hilty selbstverständlich ebenso gut. Er nennt den Stoizismus hart, kalt, unnatürlich, unmenschlich. Er hebt ganz richtig den abstoßend egoistischen Charakter einer Lehre hervor, die einzig darauf gerichtet ist, das liebe Ich vor unangenehmen Erschütterungen zu bewahren und ihm, da nun einmal positives Glück nicht erreichbar sei, wenigstens das negative Glück der Schmerzlosigkeit oder vielmehr Empfindungslosigkeit zu sichern. Man ver-

steht, nebenbei bemerkt, ganz gut, wie ein philosophisch angelegter Sklave zu einer solchen Lebenskunst gelangen kann, besonders wenn er einen harten Herrn hat; soll doch Epiktet von seinem Herrn lahm geschlagen worden sein. In solcher Lage giebt's freilich nur einen Weg zum Glück: sich eine Hornhaut anschaffen und die Prügel nicht mehr fühlen und schlimmstenfalls den Trost der Stoiker: *exitus patet*; wird mirs zu arg, so öffne ich durch Selbstmord das Pfortchen ins Jenseits oder ins Nichts. Hilty gesteht denn auch zu, der schwache Punkt dieser erhabnen Lehre liege darin, daß schon ein hoher Grad von Verstand und Willenskraft dazu gehöre, sie anzunehmen, und ein noch höherer, sie im Leben beständig durchzuführen. Ja, was nützt sie da dem Jüngling? Sie sollte doch Ersatz bieten für das zu schwere und zu erhabne Christentum, und nun wird sie selber für zu schwer und zu erhabnen befunden! Und den Schaden, den sie anrichten kann, denselben, den auch das Christentum beständig anrichtet, übersieht Hilty ganz: jede überstrenge Moral macht, von einer ganzen Gemeinschaft oder Gruppe angenommen, die Mehrzahl zu Heuchlern; das hat man zu Horazens Zeit nicht ohne Grund den Stoikern nachgesagt, das sagt man heute ebenfalls nicht ohne Grund den puritanischen Engländern und den katholischen Mönchen nach. Hilty findet den Stoizismus der Jugend angemessen, weil er nichts Übernatürliches enthalte; dafür ist er unnatürlich, und das kommt praktisch auf dasselbe hinaus. Gleich die erste Forderung des Stoizismus, daß wir auf alle Dinge verzichten sollen, die nicht in unsrer Macht stehn, d. h. auf alle äußern Güter ohne Ausnahme, ist unnatürlich und dabei unsozial, daher auch unchristlich, weil todbringend für die Liebe. Denn alle Beziehungen zwischen den Menschenherzen entstehen dadurch, daß ein Mensch des andern zur Erreichung der äußern Güter bedarf, die er zum Leben braucht, von der Muttermilch anzufangen bis zur Pflege auf dem letzten Krankenbett.

Eine in Absicht auf Religion und Charakter ideale Jugenderziehung, die freilich wohl nicht sobald durch kultusministerielle Regulative eingeführt werden wird, stelle ich mir etwa folgendermaßen vor. Mit dem Christentum wird natürlich der Anfang gemacht. Nicht mit dem Christentum für reife Männer, das Hilty meint, sondern mit der Milch, die ein Kindermagen vertragen kann. Was das Kind braucht, das ist der feste Rahmen für das Weltbild, das später die wachsende Erfahrung hineinzeichnen soll, und ein kleiner Schatz von Bildern, die seine Phantasie veredeln und es zum Guten anregen. Man hat ihm also mitzuteilen, daß jenseits dieser irdischen Welt ein lieber Vater wohnt, der Schöpfer und Ordner aller Dinge, daß es unsre Bestimmung ist, nach wohl vollendetem Erdenwandel bei ihm die ewige Seligkeit zu genießen, daß wir uns deshalb vor dem Tode nicht fürchten sollen, und daß der himmlische Vater seinen lieben Sohn gesandt hat, uns den Weg zum Himmel zu zeigen. Einige anmutige biblische Geschichten mögen vom Walten des Vaters und von der Person des Sohnes einen Begriff geben. Von Kreuz und Selbstverleugnung, Erbsünde und Erlösungstod, Dreieinigkeit und hypostatischer Einigung der

beiden Naturen in Christus darf keine Rede sein. Für diesen Religionsunterricht braucht man weder einen seminaristisch gebildeten Lehrer noch einen geistlichen Katecheten. Jede brave und verständige Bäuerin kann ihn erteilen. Ja die Mütter, Großmütter, Mägden und ältern Geschwister sind die einzigen für diesen Unterricht wirklich befähigten Personen, weil gerade der Ausschluß alles Schulmäßigen die erste Bedingung seiner Wirksamkeit ist. Er wird am besten im winterlichen Zwiellicht auf der Ofenbank erteilt, abwechselnd mit den Märchen und sonstigen Geschichten, die Großmütter ihren Enkeln erzählen. Daß es jede Woche geschehe, ist nicht nötig, und wenn die Ferien vom 1. Mai bis letzten September dauern, so schadet das nichts. In der Schule dann mag der kleine Student die alttestamentlichen und die homerischen Helden nebeneinander kennen lernen, sich an der Schlaueit des Simson wie an der des Odysseus, an der Heldengestalt des Josua wie an der des Achilleus ergözen. Daß die Götter der Ilias und der Odyssee Phantasiegestalten sind, weiß er schon von zu Hause, die Grundzüge des christlichen Weltbilds, das er mitbringt, werden durch die Mythologie nicht in Verwirrung gebracht. Im reifern Knabenalter lernt er dann aus den Dichtern und Geschichtschreibern die Gestalten, die einen sittlichen Gehalt haben, kennen, oder sofern er sie schon kannte, würdigen: Telemach und Penelope, den Theseus, Neoptolemos, Hippolytus und die Antigone der Poesie, den Aristides, Epaminondas, Perikles, Sokrates, Demosthenes, Alexander, Fabricius, Scipio, Cäsar der Geschichte, daneben die alttestamentlichen Propheten und den Apostel Paulus, und wenn sie ihm richtig gezeigt werden, wird er sie auch lieben und sich ihre Grundsätze aneignen. Endlich lernt er von den xenophontischen und platonischen Dialogen die Dinge dieser Welt verständig erörtern und beurteilen und die jenseitigen ehrfurchtsvoll ahnen und erfährt aus den ciceronianischen Briefen, wie sich eine vornehme Gesellschaft gebildeter Männer anständig und würdig unterhält und Geschäfte klug und höflich behandelt. Auch mit den Lehren der Stoa mögen die Schüler immerhin bekannt gemacht werden und auch das Enchiridion lesen; gewiß wird sie die darin ausgesprochne Gesinnung anziehen, denn die Jugend liebt, wie Hilty richtig bemerkt, das Heroische und, muß man hinzufügen, unternimmt gern, was über ihre Kräfte geht; nur daß keine Religion und Heuchelei daraus werde und die Selbstüberwindungen, zu denen solche Vorbilder anregen, den Charakter der vernünftigen Askese wahren, d. h. nur als Kraftübung und Training aufgefaßt werden! Bei alledem hört der Schüler keinen Augenblick auf, Christ zu sein; sein Weltbild wird nicht verrückt noch verzerrt, und es fällt ihm nicht ein, mit dem jugendlichen Schiller die unwiederbringlich entschwundene Zeit zurückzuwünschen, „da man deine Tempel noch bekränzte, Venus Amathusia.“ Dafür weiß er, daß es ein exoterisches und ein esoterisches Christentum giebt. Er weiß, daß das exoterische Christentum keine andern Pflichten auflegt und keine andern Tugenden fordert als die sind, die der edlere Teil der Heiden geübt hat, und daß er dem klassischen Vorbilde, das er sich nach persönlicher Anlage, Neigung und Lebens-

stellung gewählt hat, mit gutem Gewissen und freudigem Mut nachstreben darf; daß es nur das richtigere Weltbild und die richtigere Vorstellung von der Natur der Gottheit ist, was ihn als Christen von den Heiden unterscheidet. Er weiß außerdem allerdings auch noch, daß es einen zweiten, erhabnern und schwierigeren Lebensweg giebt, den Christus seinen engern Jüngerkreis führt, und den zu betreten ihm jeden Augenblick freisteht, wenn er sich durch sein Herz oder durch Schicksale und Erfahrungen einmal berufen fühlen sollte; er weiß endlich, daß er im Neuen Testament und in den Schriften heiliger Männer, an die man ihn gewiesen hat, diesen Weg beschrieben findet.

Mit dem zuletzt Gesagten haben wir vorgreifend ein Gebiet berührt, auf das wir uns erst später wagen wollen. Jetzt wenden wir uns zunächst dem eigentlichen Gegenstande des Werks zu. Glück, schreibt Hilty vollkommen richtig, wollen alle ohne Ausnahme; in nichts andern herrscht eine so vollkommene Übereinstimmung der Menschen; die da behaupten, sie wollten etwas besseres als Glück, drücken sich falsch aus; nicht etwas besseres als das Glück wollen sie, sondern eine bessere Art des Glücks als die Mehrzahl; und er behandelt mit der gebührenden Verachtung die Tröpfe, die glauben machen wollen, die Moral des Christentums sei ihnen nicht hoch genug, weil es den Guten die ewige Seligkeit verheißt. Und das Glück muß erreichbar sein; „ist etwas das Ziel alles menschlichen Wünschens und doch gleichzeitig mit Sicherheit nicht erreichbar, so hat die ganze menschliche Existenz keinen vernünftigen Sinn mehr.“ So erörtert er denn nicht allein, in welchem Sinne und unter welchen Bedingungen die sogenannten Glücksgüter: Reichtum, Ehre, Ruhm, Gesundheit, Kraft, Macht, dann auch Kunst und Wissenschaft ein gewisses Maß unvollkommenen Glücks gewähren, sondern er lehrt auch, daß man, um echtes und bleibendes Glück zu erlangen, alle Götzen über Bord werfen müsse, als da sind die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche, die von den Orthodoxen aller Konfessionen für das höchste Glück erklärt wird, das sanfte Ruhelassen des guten Gewissens, dessen sich auch der Kannibale erfreut, wenn er seinen Feind aufgefressen hat, und die Tugend: „fort zu allererst mit diesem Götzen des unbeflecklichen Robespierre. Sie wohnt in keinem natürlichen menschlichen Herzen; es braucht eine sehr geringe Vorstellung von derselben oder ein sehr beschränktes Gehirn, um mit sich selbst stets zufrieden zu sein.“ Auf einem richtigern Wege seien schon solche, die aus den verwickelten und überfeinerten Verhältnissen unsrer Zeit zur Natur und den einfachen Freuden des schlichten Landmanns zurückstrebten, und die Salontivoler und Bergseze seien wenigstens Karikaturen des verständigen Glücksuchers. Mit alledem bin ich vollkommen einverstanden, nur halte ich es für einen schiefen Ausdruck, wenn er die Losung: Zurück zur Natur, als einen Protest gegen die ästhetische Lebensauffassung bezeichnet; die Natur ist doch wahrhaftig nichts Unästhetisches, sondern die große Schule der Ästhetik, und zwar nicht der Ästhetik der „Moderne,“ die es fertig bringt, in einer mehrere Quadratmeilen großen Landschaft von entzückender Schönheit nichts zu sehen als den einen Misthaufen, der auf einem

1919

Acker liegt. Mit der ästhetischen Lebensauffassung meint Hilty die Kunstfeyerei, die doch nur eine Verirrung des ästhetischen Triebes ist. Er muß sehr viel von klavierdreschenden Nachbarinnen gelitten haben, denn er ist sowohl aufs Klavierspiel wie auf die Damen sehr schlecht zu sprechen und findet nichts greulicheres als die Vorstellung eines Himmels voll musizierender Englein. Wäre er so taub wie ich, so würde ihm die Konzert- und Klavierszene nicht bloß harmloser erscheinen, sondern er würde die von ihr befallnen sogar ein wenig beneiden. Merkwürdig, daß er, der, wie es scheint, die ganze Bibel auswendig weiß oder vielmehr inwendig hat, mit keinem Worte Davids gedenkt, der mit seinem Harfenspiel Sauls bösen Geist gebannt und Gott so wohlgefallen hat. Aber das ist nur eine Kleinigkeit; in der Hauptsache sind wir einig, sowohl in den Präliminarien wie in dem Kernpunkte, der nun kommt: „es giebt nur zwei Dinge für Menschen jedes Glaubens, die sie im Leben nicht im Stich lassen und immer trösten in jedem Ungemach: Arbeit und Liebe.“ Unter allen den Weisheitslehren, die die Litteratur aller Völker aufzuweisen hat, giebt es nicht viele, die an Nützlichkeit und praktischer Brauchbarkeit den Anweisungen Hiltys zum Arbeiten und Zeithaben gleichkämen. Mit großem Nachdruck hebt er hervor und wiederholt es oft, daß das dritte Gebot allen ohne Ausnahme nicht bloß die Ruhe, sondern auch die Arbeit gebietet: sechs Tage sollst du arbeiten, nicht mehr, aber auch nicht weniger; daß die Nichtbeobachtung dieses Gebots immer und überall die schwersten sozialen Übel erzeugt, und daß es entweder zu viel oder zu wenig Arbeit oder eine falsche Arbeitsweise ist, was die sogenannte Nervosität des heutigen Geschlechts verschuldet und „unsre schönen Alpenthäler in Spitäler verwandelt.“ Das in der Welt herrschende Gesetz der Abwechslung giebt ihm die Vermutung, daß auf unsre Zeit „grausamer“ Arbeitsheize eine Zeit großer Faulheit folgen werde. Daß Liebe zum Glück gehört, darüber braucht man weiter kein Wort zu verlieren; Hilty meint, wer ohne Liebe vierzig Jahre alt und noch nicht Pessimist geworden sei, dem fehle es an Verstand.

Einem bedeutenden Geiste lassen sich immer Widersprüche nachweisen; solche entspringen schon daraus, daß der bedeutende Geist diese widerspruchsvolle Welt von allen Seiten betrachtet und auch praktisch zu ihren widersprechenden Erscheinungen ein bestimmtes Verhältnis zu gewinnen genötigt ist. Ich mache mir daher nicht die unnütze Arbeit — unnütze Arbeiten gewähren kein Glück —, unserm Philosophen Widersprüche nachzuweisen, und fasse es gar nicht als Widerspruch auf, wenn er an andern Stellen zeigt, wie weder Liebe noch Arbeit glücklich macht. Als neues und wesentliches Element des Glücks nennt er später das Gottvertrauen. Statt Widersprüche aufzuspüren, will ich die Sache kurz im Zusammenhange darstellen, wie ich sie auffasse, ohne pedantisch zu sondern, was dabei auf Hiltys, was auf meine und was auf unsre gemeinsame Rechnung kommt. Arbeit ist die unerläßliche Bedingung des negativen Glücks, der Beseitigung eines vorwiegenden Unlustgefühls. Denn sowohl gänzliche Unthätigkeit wie eine bloß spielerische Thätigkeit erzeugen die

unerträglichen Empfindungen der Langenweile und innern Leere; die zweite Empfindung hat Ähnlichkeit mit dem durch die Leere des Magens verursachten Hungergefühl. Diese Unlustempfindungen beseitigt jede Arbeit. Aber viele Arbeiten, in unsrer Zeit vielleicht die meisten, verursachen dafür andre Unlustempfindungen, die entweder aus der Art der Arbeit entspringen, was bei den meisten Fabrik- und allen Grubenarbeiten und sehr vielen Schreibstubenarbeiten, sowie häufig bei den Arbeiten der Gymnasiasten der Fall ist, oder aus der übermäßigen Dauer, ungeeigneten Zeit, z. B. Nachtzeit, oder ungünstigen äußern Umständen, z. B. ungesund und unbehaglichen Arbeitsräumen; auch eine an sich sehr befriedigende Arbeit wird dem zur Qual, der nicht dafür geeignet ist, so die Lehrthätigkeit dem, der entweder kein pädagogisches Geschick hat, oder dem die erforderlichen körperlichen Eigenschaften fehlen. In vielen Fällen erfüllt die Arbeit den Zweck, die Zeit ohne Unlust verstreichen zu lassen, also während der Arbeitszeit von Unseligkeit zu befreien und den darauf folgenden Genuß der Ruhe und Erholung zu gewähren; daß Ruhe und Vergnügungen ohne vorhergehende Arbeit keinen Genuß gewähren, braucht Erfahrung nicht erst gesagt zu werden. Eine befriedigende Arbeit dagegen gewährt nicht allein negatives, sondern positives Glück, weil sie, selbst wenn sie anstrengt, an sich Genuß ist. Die Liebe dann ist immer und unter allen Umständen an sich Genuß, selbst wenn sie mit Pein verbunden ist, und wenn sie wie Höllefeuer brennt, würde sie der Liebende einem nicht von diesem Feuer erwärmten Himmel vorziehen. Aber daß das aus Arbeit und Liebe quellende Glück allen erreichbar sei, kann nicht behauptet werden. Wie es um die Arbeit steht, ist ja schon oben gesagt worden, und zu den durch die Arbeit mehr gepeinigten als beglückten kommen dann noch die Schwachen, Kranken, Verküppelten oder sonst Elenden, die nicht arbeiten können, manchmal auch die sogenannten Arbeitslosen. Wie es aber geborne Leibesküppel giebt, so giebt es auch geborne Seelenküppel, darunter kalttherzige, denen das Glück der Liebe versagt bleibt; dieses Glück fehlt nämlich nicht etwa denen, die keine Gegenliebe finden, sondern denen, die die Liebesempfindung nicht kennen. Bleiben so unzählige von dem Glück ausgeschlossen, das Arbeit und Liebe gewähren können, so ist dieses Glück auch nicht einmal vollkommen in denen, die sich seiner erfreuen. Der vorläufig Glückliche wird durch den Gedanken beunruhigt, daß es schnell ein Ende nehmen kann, und daß namentlich jedem Liebesglück ein tragisches Ende droht. Die Liebe im weitern und edlern Sinne aber, die allgemeine Menschenliebe, gewährt von vornherein nur ein mit Bitterkeit getränktes Glück, da sie ja vorzugsweise den Unglücklichen zugewandt wird, daher, wie der Name Mitleid sagt, ein Leid ist, ein Leid, das der daran Leidende um keinen Preis missen möchte, das aber nichtsdestoweniger ein Leid bleibt. Daher giebt es nur eine sichere Grundlage für das menschliche Glück, den Glauben an den persönlichen Gott, an seine sittliche Weltordnung und seine Vorsehung, der uns aller Befürchtungen für die Zukunft überhebt und uns das Vertrauen giebt, daß die gegenwärtigen Leiden für uns und alle übrigen

zum besten ausschlagen werden. Mit diesem Vertrauen stellt sich auch die Erkenntnis ein, daß und warum die Leiden unvermeidlich und gerade zu unserm Glück notwendig sind, sodaß wir sie zuletzt als Bestandteile unsers Glücks und jedes Unglück als ein Glück ansehen lernen. Jedes Unglück allerdings nur für uns, sofern wir der Beglückung durch den Glauben teilhaftig geworden sind, denn daß unzählige gerade durch ein Übermaß von Leiden den Glauben verloren haben, und so in jedem Sinne unglücklich geworden sind, kann nicht geleugnet werden. Wer sich das Wesentliche, das Gottvertrauen, erkämpft hat und dabei an den ersten beiden Bedingungen des Glücks: Arbeit und Liebe, festhält, der ist nun wohl im ganzen geborgen, im einzelnen aber freilich noch nicht über alle Schwierigkeiten hinweg. Zu deren Überwindung giebt uns Hilty eine Menge nützliche Lebensregeln an die Hand, von denen nur eine erwähnt werden mag: man müsse das ganze irdische Wesen nicht allzu wichtig nehmen. Am Wichtignehmen von Kleinigkeiten, namentlich von Menschen und Urteilen, meint er, laborierten sehr viele der allerbesten Leute und machten dadurch ihr Tagewerk weit mühseliger, als es zu sein brauchte. Namentlich gehöre auch dazu, daß man seine sogenannten Feinde nicht wichtig nehmen solle, die später oft unsre besten Freunde würden. Das Gute sei überhaupt nicht in erster Linie dazu da, das Böse zu bekämpfen; das besorgten die Bösen unter sich sehr gut. Das Gute solle nur leben, wirken und sich zeigen. Was der heutigen Welt fehle, sei nicht die Empfänglichkeit dafür, sondern nur der Glaube an seine Durchführbarkeit. „Tausende würden sofort dem Kampf ums Dasein und dem ganzen Darwinismus entsagen, wenn sie nur sähen, wie man es auch anders machen kann. Das muß eben zuerst geglaubt werden, sonst giebt es keine reelle Sittlichkeit.“ Soll heißen: kein reelles Glück; daß der Atheist sittlich sein könne, gesteht Hilty an andern Stellen selbst zu.

(Schluß folgt)



Polnische Politik

1. Deutsche und Polen

(Schluß)



ie bisher gebrachten Mitteilungen mögen im einzelnen nicht immer neu, auch nicht immer genau sein; sie haben jedenfalls in der allgemeinen politischen Beleuchtung, in der sie uns gegeben werden, alles Recht auf unsre aufmerksame Beachtung. Man kann z. B. fragen, wie sich der Verfasser eine völlige Verdrängung der Landbevölkerung einiger Grenzdistrikte durch die Deutschen möglich denkt, solange seiner eignen Angabe nach der polnische Bauer in seinem Landbesitz